Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 40 (1960-1961)
Heft: 3: Hochschulprobleme

Artikel: Universität und Bildung
Autor: Wehrli, Fritz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-161078

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

in gefahrvoller Zeit, mit dem sie ihre Unabhängigkeit und innere Freiheit vor der Welt rechtfertigte.

Als Basler Universität in der schweizerischen Eidgenossenschaft geborgen und zeitweise gefährdet ging sie den ihr durch ihr wissenschaftliches Gewissen vorgeschriebenen freien Weg, und ihre großen Forscher und Lehrer waren der Ruhm der Stadt am Rhein und des größeren schweizerischen Vaterlandes.

[1] Die speziellen Angaben und die Zitate dieses Aufsatzes beruhen auf dem Werke von Edgar Bonjour, Die Universität Basel von den Anfängen bis zur Gegenwart, 1460—1960, Basel 1960. Vgl. die ausführliche Besprechung am Schluß dieses Heftes. [2] Die Matrikel der Universität Basel. Im Auftrage der Universität Basel herausgegeben von Hans Georg Wackernagel, Band 1, Basel 1951, Band 2, Basel 1956. Sie umfassen die Zeit von der Gründung bis 1600. Vgl. die Besprechung am Schluß dieses Heftes.

Universität und Bildung

FRITZ WEHRLI

Es war ein glücklicher Gedanke, den die Redaktion dieser Zeitschrift hatte, das Jubiläum der Basler Universität mit einer allgemeinen Besinnung über aktuelle Fragen des Hochschulwesens zu begehen. Und da Basel als weitaus älteste Universitätsstadt unseres Landes der höheren Bildung Europas sozusagen in der Eidgenossenschaft Heimatrecht geschaffen hat, darf seine Alma mater an ihrem Ehrentage füglich auch mit einem gesamtschweizerischen Thema geehrt werden. Dazu kommt, daß Zürich, wo diese Zeilen niedergeschrieben sind, mit der Jubilarin in ihren Anfängen in eine denkwürdige, wenn auch nicht ausgesprochen freundschaftliche Beziehung gelangte. Zu den Pfründen, aus deren Erträgnissen die neue Hochschule erhalten werden sollte, wurde nämlich auch ein Kanonikat des Zürcher Chorherrenstiftes am Großmünster geschlagen. Dieses wehrte sich aber nach Kräften gegen eine solche Inkorporierung, und anscheinend mit Erfolg, denn für die Folgezeit ist von keiner Verbindung zwischen dem Stift und der Basler Universität mehr zu hören. Es ist, als ob das Kollegium am Grab der Zürcher Stadtheiligen geahnt hätte, daß es dazu be-

stimmt sei, einst seinerseits eine Hochschule hervorzubringen und daß es für diese zukünftige Aufgabe rechtzeitig seine Kräfte schonen müsse.

Das Universitätswesen bis zur Zeit Humboldts

In den fünf Jahrhunderten seit der Gründung seiner Universität hat Basel alle Wandlungen des hohen Bildungswesens vom Spätmittelalter bis zur Neuzeit erfahren. Eröffnet auf Grund päpstlicher Privilegien, erhielt die junge Hochschule durch ihre Stiftungsurkunde als vornehmste Aufgabe zugewiesen, den katholischen Glauben zu fördern. Auch nach Einführung der Reformation behauptete die theologische Fakultät den ersten Rang, nur waren es jetzt Geistliche der neuen Glaubensrichtung, mit deren Ausbildung die Universität ihr Daseinsrecht am erfolgreichsten zu beweisen vermochte. Wie andernorts nahmen auch in Basel die juristische und medizinische Fakultät eine untergeordnete Stellung ein, weil sie ein beschränktes, praktischen Berufszwecken dienendes Wissen zu vermitteln hatten. Noch tiefer stand die sogenannte Artistenfakultät, aus der die beiden philosophischen Fakultäten unserer Tage hervorgegangen sind. Ihren Namen verdankte sie den Artes liberales, den Bildungsfächern von Antike und Mittelalter, die als Propädeutik für die Studierenden der anderen Fakultäten obligatorisch waren. So erfüllte die Artistenfakultät ungefähr die Aufgabe der Oberstufe unserer Gymnasien und erfolgte die Aufnahme in entsprechend jugendlichem Alter.

Vergleicht man diese Studienordnung mit derjenigen der heutigen Universitäten vor allem des deutschen Typus, welcher auch für die Schweiz Vorbild geworden ist, so fällt vor allem der hierarchische Aufbau in die Augen. Von der einstigen Rangordnung der Fakultäten ist nur noch die Reihenfolge im Vorlesungsverzeichnis und allenfalls an Aufzügen akademischer Feiern übrig geblieben. Die theologische Fakultät ist in Reih und Glied zurückgetreten, und anderseits verfügen die beiden philosophischen Fakultäten über eine noch immer wachsende Zahl autonomer Fachstudien, von denen jedes zum gleichen akademischen Rang führt wie die Kurse der einst höhergestellten Fakultäten. Der im frühen 19. Jahrhundert erfolgte Übergang zu dieser neuen Ordnung spiegelt tiefgreifende Änderungen der allgemeinen kulturellen Lage und ist darum historisch notwendig gewesen, obwohl er ernste Probleme nach sich gezogen hat.

Der Sieg des naturwissenschaftlichen und historisch-kritischen Denkens beraubte die Theologie ihres jahrhundertealten Anspruchs, das Weltbild des Gebildeten zu bestimmen, vermochte aber nicht, an seine Stelle ein neues von vergleichbarer Geschlossenheit und Gültigkeit zu setzen. Mit der kirchlichen Autorität war ferner auch die des profanen Wissens, Aristoteles, gestürzt worden, und an dessen Stelle trat nun mit der autonomen Vernunft die wissen-

schaftliche Forschung, zu deren Wesen es gehört, bei keiner Erkenntnis stehen zu bleiben, sondern ihre Horizonte in unaufhörlicher Bewegung immer weiter hinauszuschieben. Wissenschaft war nun nicht mehr wie Jahrhunderte lang zuvor ein in sich ruhendes System von Kenntnissen, die sich an einer verpflichtenden Wertskala messen ließen, sondern unermüdliche Forschung, welcher in ihrem Fortschreiten keine Autorität mehr Richtung und Ziel wies. An Stelle einstigen Offenbarungsglaubens war das Pathos wissenschaftlicher Wahrheit getreten, und dieses gab auch dem unscheinbarsten Einzelstudium seine Würde, weil dessen Ergebnisse für einen erhofften Sinnzusammenhang bedeutungsvoll waren, weil jetzt mit der zur Herrschaft gelangten empirischen Methode überhaupt der Weg vom einzelnen zum allgemeinen führte.

Neuerungen des 19. Jahrhunderts

Diesem Wandel hatte sich der Universitätsunterricht anzupassen. Unter dem unmittelbaren Einfluß von Wilhelm von Humboldt, aber mitbestimmt hauptsächlich von Fichte und Schelling ging zuerst an der 1810 gegründeten Berliner Universität und allmählich im ganzen deutschsprachigen Universitätswesen die Lehre eine enge Verbindung mit der Forschung ein. Es wurde selbstverständlich, auch bei Berufungen einen Dozenten vorwiegend nach seinen Publikationen zu beurteilen, und im Unterricht gesellten sich zu den Vorlesungen alten Stils die Seminarübungen als das eigentlich Wichtige, welche nicht Stoff vermitteln, sondern in die wissenschaftliche Arbeitsmethode einführen sollten. Die bloße Aneignung des sachlichen Wissens glaubte man zu einem guten Teil der selbständigen Arbeit überlassen zu dürfen, jedenfalls traten bloße Kenntnisse als Gegenstand der Prüfungen hinter die formale Geschultheit und geistige Reife zurück. Damit war ein radikaler Bruch mit dem enzyklopädischen Ideal der Aufklärung und den nach diesem geformten Schultypen vollzogen. Es ist bezeichnend, daß zum normalen Studienabschluß die Doktorprüfung mit einer für die Veröffentlichung bestimmten Dissertation wurde, welche die alten akademischen Würden des Baccalaureus und Magisters verdrängte; ihre Verbindlichkeit drückt den Anspruch aus, daß jeder Absolvent theoretisch als Gelehrter zu gelten habe, ausgewiesen nicht bloß über ein rezipiertes Wissen, sondern vor allem über die Fähigkeit, mit demselben erfolgreich arbeiten zu können.

Humboldts Grundgedanke, daß die Universität die produktiven Kräfte des Geistes zu entwickeln habe, wurde in der Schweiz auf echt republikanische Art ausgelegt. Unsere neugegründeten Universitäten sollten dem aus der Revolution verjüngt hervorgegangenen Staatswesen die Männer heranbilden, welche in Regierung, Gericht und Schule benötigt wurden. Hier kam es in einem sehr konkreten Sinn auf Urteilsvermögen und Charakter an, während

die Anliegen der reinen Forschung mindestens für das allgemeine Bewußtsein zunächst im Hintergrund blieben. Der rege Dozentenaustausch mit Deutschland sorgte aber bald dafür, daß vor allem die deutschschweizerischen Universitäten am wissenschaftlichen Leben Deutschlands in seinem vollen Umfang teilnahmen.

Daß die Wirklichkeit des Universitätsunterrichts überall hinter dem neuen Wissenschaftsideal zurückblieb, war bei dessen hohen Ansprüchen und der damit verbundenen Einseitigkeit unvermeidlich. Obwohl Wissenschaft als Forschung den Begriff endgültigen Wissens prinzipiell ausschließt, verlangte das berufliche Leben als Ziel des Studiums weiter im hergebrachten Sinne verfügbare Sachkenntnisse, welche die Universität zu vermitteln hatte. Das Bedürfnis nach Stoffvermittlung war in den einzelnen Disziplinen allerdings verschieden groß, aber überall bewahrte eine hohe Vorstellung von dem, was akademisches Studium hieß, vor bloßem Auswendiglernen. Am nächsten kamen dem Ideal diejenigen Disziplinen, von welchen die neuen wissenschaftlichen Impulse ausgegangen waren, und so gelangte die einst bloß propädeutische Artistenfakultät in ihrer neuen Gestalt zu führender Stellung und wurde für die Universität des 19. Jahrhunderts eigentlich repräsentativ. Hier wurde tatsächlich in vielen Seminarien eine wissenschaftliche Ausbildung im vollen Wortsinne verwirklicht, und manche daraus hervorgewachsene Dissertation hat das Ansehen ihres jugendlichen Verfassers als eines Gelehrten begründet.

Gerade diese hochentwickelte Unterrichtsform, welcher das neubegründete deutsche Unterrichtswesen seinen Ruhm verdankte, hat aber infolge der sich verändernden Verhältnisse allmählich Gefahren heraufbeschworen, deren wir noch nicht Herr geworden sind. Die Spezialisierung der Forschung und ihre gesteigerten Anforderungen stellen ihren erzieherischen Wert und damit die Einheit von Forschung und Lehre mindestens für die Mehrzahl der Disziplinen in Frage. Es wird sogar für den Gelehrten selbst, der in eigener Forschung einen vollen Einsatz leistet, immer schwieriger, die Arbeit auf anderen Gebieten nicht aus den Augen zu verlieren, und so findet vollends der Anfänger den Weg von der Vertiefung ins einzelne bis zum Überblick eines Ganzen nur noch mit größter Anstrengung. Die umfassende Orientierung wird damit als Ergänzung der Seminarübungen immer wichtiger, und zwar nicht nur innerhalb der einzelnen Fachgebiete. Wie diese selbst durch die heutige Spezialisierung der Forschung aufgespalten werden, so droht als Preis für Beherrschung einer Disziplin der Verzicht auf weiterreichende Kenntnisse. Dies ist aber nicht nur vom allgemeinen Gesichtspunkt der Bildung aus zu bedauern, sondern eine Gefahr für die Forschung selbst, denn paradoxerweise geht der Spezialisierung immer deutlicher eine Vereinheitlichung des Wissens auf höchster Ebene parallel, die eine fachliche Selbstgenügsamkeit weniger als je duldet. Wir erleben ein Zusammenwachsen der Atomphysik mit Chemie, Astronomie und anderen Disziplinen, und wenn wir als Beispiel für die historischen Fächer die

Altertumswissenschaft herausgreifen, so werden hier immer zahlreichere Beziehungen zwischen dem Vorderen Orient und der griechischen Welt faßbar. Ja, die moderne Denkweise in den Naturwissenschaften bringt mit der Durchbrechung des Kausalitätsprinzips diese sogar als ganzes den historisch-geisteswissenschaftlichen Disziplinen näher. Auf welche Weise der einzelne Forscher den bildungsmäßigen Anforderungen, welche diese Entwicklung stellt, genügen kann, soll hier nicht im einzelnen erörtert werden, so schwerwiegend und dringend die Frage ist. Fest steht auf jeden Fall, daß der bloße Spezialist heute weniger als je der akademischen Aufgabe gewachsen ist, den Studierenden bei der Einführung in sein Fach zugleich erfahren zu lassen, welche Stellung demselben in einem umfassenden Zusammenhang der Wissenschaften zukommt.

Im Sinne dieser Aufgabe hat die Universität in einem zunehmenden Maße Bildungsarbeit zu leisten, auch wenn das Ziel des Studiums, rein gegenständlich gesehen, sich auf die fachliche Vorbereitung des Berufs beschränkt. Dabei stellt sich die Frage, ob die Ausschöpfung der bisherigen Möglichkeiten genügt, oder ob die unaufhaltsam fortschreitende Differenzierung der Forschung zu Eingriffen in die Gesamtstruktur des Universitätsunterrichts, ja unseres höheren Bildungswesens überhaupt nötigt.

Aufgaben der Mittelschule

Nach der zu Beginn des letzten Jahrhunderts geschaffenen Ordnung hat die Mittelschule, vorzugsweise das Gymnasium, auf das Universitätsstudium vorzubereiten, indem es dafür die allgemeinen bildungsmäßigen Grundlagen schafft. Diese wurden wesentlich in Urteilsfähigkeit und geistiger Disziplin gesehen, und gemäß den Überzeugungen des deutschen Neuhumanismus dienten zu deren Förderung als zentrale Fächer ursprünglich fast ausschließlich Griechisch, Latein, Deutsch und Mathematik. Von der extensiven Lektüre der antiken Autoren erwartete man Entwicklung des grammatikalischen und stilistischen Sinns, und außerdem sollte sie Gelegenheit bieten, geschichtliche, kulturelle und ethische Probleme an exemplarischen Gegenständen zu erörtern.

Was so im Gymnasium des frühen 19. Jahrhunderts Gestalt annahm, war ein durch seine Geschlossenheit imponierendes Bildungsideal, für dessen hohen Wert die vielen von ihm geprägten Persönlichkeiten zeugen. Das hier zeitlos Gültige werden wir vor allem in einer von praktischen Rücksichten freien, rein erzieherischen Ausrichtung sehen dürfen. Die Begründer dieser Schule lebten der hochgemuten Überzeugung, daß die allgemeine Entfaltung der geistigen und sittlichen Kräfte zugleich die beste Vorbereitung auf den Beruf sei, weil sie das im einzelnen Fehlende leicht nachzuholen erlaube. Vor allem diesen Grundgedanken gilt es heute gegen einen flachen Utilitarismus zu verteidigen,

auch wenn uns das damalige Gymnasium sonst in mancher Hinsicht allzu lebensfremd anmuten mag. Seine einseitige Betonung des Formalen, wie im gleichzeitigen Universitätsunterricht Reaktion auf den enzyklopädischen Bildungsgedanken, beruht doch wohl auf einer Unterschätzung des erzieherischen Wertes, der jeder ernsthaften Auseinandersetzung mit Gegenständlichem gerade auch aktueller Natur innewohnt. Damals glaubte man aber noch nicht, es sei Sache der Schule, alle Bedürfnisse zu befriedigen, sondern überließ es getrost der Initiative des Einzelnen, von ihm vermißtes selbständig nachzuholen. Und seither hat das moderne Leben seine gesteigerten Ansprüche an Wissen und Können mit solchem Erfolg durchgesetzt, daß dem Gymnasium mit besserem Recht ein Zuviel des Dargebotenen als ein Zuwenig vorgeworfen werden könnte. Es ist schwierig geworden, die Menge nach Expansion strebender Fächer einem einheitlichen Erziehungsgedanken unterzuordnen. Die Not der Verfächerung ist aber kein isoliertes Schulproblem, denn sie spiegelt die allgemeine Bedrängnis, in welche unsere Kulturwelt durch die Überfülle des Wißbaren und den gleichzeitigen Verlust eines geistigen Ordnungssystems geraten ist. Dennoch ist es eine vitale Aufgabe des Gymnasiums, seine Zöglinge die zentralen Fächer im Rahmen des Möglichen als eine Einheit erfahren zu lassen. Nur so können die geistigen Koordinaten gezogen werden, zwischen denen später auch das Fachstudium an der Universität seinen sinnvollen Platz findet.

Eine am oberen Gymnasium nicht seltene Schulmüdigkeit wird gerade bei den Besten durch das Gefühl genährt, den Ansprüchen disparater Lehrgebiete, die in raschem Stundenwechsel aufeinanderfolgen, genügen zu müssen. Diesen Überdruß mit der gelegentlich zur Diskussion gestellten Wahlfreiheit zwischen den zentralen Fächern begegnen zu wollen, wäre nach unserer Überzeugung ein Mißgriff, weil damit die Kapitulation des gymnasialen Bildungsgedankens erklärt würde. Eine solche Maßnahme würde nämlich in den meisten Fällen zu einer vorzeitigen Ausrichtung auf das in Aussicht genommene Fachstudium führen und damit gerade das Gegenteil dessen bewirken, was Ziel jeder Schulreform sein muß. Die oben besprochene unausweichliche Spezialisierung in Forschung und Lehre an der Hochschule bedarf dringender denn je einer Korrektur von seiten der allgemeinen Bildung, und dies erlaubt weder eine offene noch eine getarnte Verkürzung des Gymnasialkurses.

Ein vielversprechender Weg, die Arbeitsfreudigkeit in den oberen Gymnasialklassen wachzuhalten, wird schon versuchsweise beschritten. Er besteht in der abwechselnden Konzentration der Unterrichtsstunden auf einzelne Fächer oder Fächergruppen, welche ein ruhiges Verweilen bei einem Gegenstand und Vertiefung in denselben ermöglicht. Zugleich wird auf diese Weise die schulmäßige Unterrichtsform mit ihren monotonen und starren Pflichtpensen, welcher der reifende junge Mann allmählich entwächst, aufgelockert. Darüber hinaus ist unseres Erachtens zu erwägen, ob nicht überhaupt die

oberen Gymnasialklassen fühlbarer von der Unterstufe abgesetzt werden sollten, als es in den meisten schweizerischen Kantonen geschieht. Eine Zäsur, welche zum Beispiel am Zürcher Gymnasium nach der 4. Klasse einzutreten hätte, könnte dem Gefühl des den Knabenjahren Entwachsenden entgegenwirken, die jahrelang gleichbleibende Schulverpflichtung werde der eigenen, leidenschaftlich erlebten Entwicklung nicht gerecht. Ein Obergymnasium, welches mit seiner eigenen Atmosphäre zur Universität überleiten würde, hätte ungefähr die Stellung des einstigen Basler Pädagogiums, an welchem auch Hochschuldozenten unterrichteten, und für dessen Vorzüge die Hervorragendsten unter seinen Zöglingen gezeugt haben.

Aufgaben der Universität

So gut die Mittelschule nun aber ihre Aufgabe in dieser oder jener Form erfüllt, darf sich die Universität keinesfalls unter Berufung auf deren Leistung mit der Fachausbildung in einem engen Sinne begnügen. Es gibt keinen Bildungsbesitz, welcher, einmal erworben, für alle Zukunft unverlierbar wäre. Außerdem muß die Universität aber in zunehmender Zahl solche Studierende aufnehmen, welche nicht die normale Vorbildung eines Gymnasiums oder einer anderen vollen Mittelschule genossen haben, sondern auf dem Umweg über ein Maturitätsinstitut zur Immatrikulation gelangen. Dies brauchen durchaus nicht die Unfähigsten zu sein, denn außer dem Versagen an der regulären Schule ist es oft der verspätete Entschluß zum Studium, welcher keinen anderen Zugang zur Universität als die sogenannte Presse offen läßt. So sind diese Institute eine Notwendigkeit, und im Rahmen des Möglichen leisten sie großenteils auch recht Gutes. Die Kürze ihrer Lehrkurse und die Ausrichtung auf ein Examen bewirken aber, daß ihr Erfolg mehr in der Vermittlung prüfbarer Kenntnisse als in einer allgemeinen geistigen Schulung liegt. Sprachliches Ausdrucksvermögen und Urteilsfähigkeit, oder was sonst unter die Hauptziele des Gymnasiums gerechnet werden mag, bedürfen einer jahrelangen geduldigen Pflege, welche durch keine abkürzenden Methoden ersetzt werden kann.

Was dem einmal Immatrikulierten an formaler Bildung der angedeuteten Art fehlt, läßt sich durch das Universitätsstudium selbst nur schwer nachholen, so groß der erzieherische Wert des Seminars oder Laboratoriums in methodischer Hinsicht auch sein mag. Für Vertiefung und Erweiterung des Sachwissens über die Grenze des Fachstudiums hinaus bietet die Universität dagegen unbegrenzte Möglichkeiten, und von diesen Gebrauch zu machen, wird dem Anfänger mündlich und durch gedruckte Wegleitungen eindringlich empfohlen. Dennoch wird der alte, gute Brauch des Hospitierens mehr und mehr vernachlässigt, und viele Studenten sehen sich nur noch diejenigen Teile des Vorlesungsverzeichnisses an, welche über ihr enges Fachstudium Auskunft geben.

Der Hauptgrund für diese Entwicklung liegt in den gesteigerten Ansprüchen, welche das Studium der meisten Disziplinen stellt, und diese ihrerseits werden durch die Entwicklung der Forschung bedingt. Dadurch werden aber Kraft und Zeit der Studierenden in steigendem Maße beansprucht, und auf allen Gebieten sind die Stundenpläne so ausgefüllt, daß schon ihre bloßen Überschneidungen dem Bedürfnis nach umfassender Orientierung hemmend entgegenwirken. Dazu gesellt sich bei den meisten Wunsch oder Notwendigkeit, das Studium in möglichst kurzer Zeit zu absolvieren, vor allem aber das auch bei Wohlhabenden zur Mode werdende Werkstudententum, welches allzu große Teile der Freizeit beansprucht und in Vergessenheit bringt, daß Vorlesung und Seminar der Ergänzung durch selbständige Arbeit und Lektüre bedürfen. So wirken verschiedene Faktoren in der gleichen Richtung, nämlich dahin, eine Lage zu schaffen, in welcher das akademische Studium zu einer Fachvorbereitung im engen Sinne herabsinkt. Dies darf aber nicht geschehen, denn wenn es unter Richtern, Ärzten und Lehrern sowie den verantwortlichen Vertretern der technischen Berufe an der Haltung fehlt, die für den Gebildeten beansprucht wird, so wirkt sich das auf die ganze Gesellschaft aus. Es gilt also, zu prüfen, ob etwa das Universitätsstudium als Ganzes reformbedürftig sei.

Reformprobleme

Seine tragenden Grundgedanken haben auf alle Fälle weiter zu gelten. Zum Unterschied von der Mittelschulbildung muß ein bestimmtes Fach Mittelpunkt des Studiums sein, nicht nur, weil dieses normalerweise um eines Berufes willen gewählt wird, sondern auch, weil alle wissenschaftliche Arbeit vom festen Boden eines begrenzten Gebietes ausgeht. Die methodische Schulung wird weiterhin Aufgabe des Seminars sein, der eigentlichen Neuschöpfung im deutschen Universitätswesen des frühen 19. Jahrhunderts. Dieses läßt sich nun aber auch in der Richtung des Elementaren ausbauen, wo mangelhafte Vorbildung es erfordert; wir nennen als Beispiel die philologischen Disziplinen, wo man sich nicht davor scheuen darf, wenigstens auf der Unterstufe durch vermehrte Übersetzungs- und Stilübungen eine gewisse Schulmäßigkeit in Kauf zu nehmen. Das eigentliche Studienziel bleibt davon unberührt; als Interpret unseres geistigen Patrimoniums ist der Philologe seinem Berufe nur im Besitz reifen Urteils und weiten Blicks gewachsen. Entsprechendes gilt für alle übrigen Fächer, auch der naturwissenschaftlichen Richtung, dagegen erheben sich die Probleme mit der Ausrichtung des Studiums auf die eigentliche Forschung und mit der Aufgabe, welche einst der Dissertation zugedacht wurde, als Ausweis über wissenschaftliche Befähigung im strengen Wortsinne zu dienen. Die Fiktion, daß der Doktorgrad allein zum Gelehrten mache, ist durch die Wirklichkeit allerdings längst korrigiert worden. Die überwiegende Mehrzahl erwirbt

ihn nur um der Ausübung ihres praktischen Berufes willen, und die wenigen, deren Lebensziel die Forschung ist, bedürfen nach bestandener Promotion heute in den meisten Disziplinen noch einer weiteren Ausbildung. Auch in den beiden philosophischen Fakultäten, wo die Einheit von Forschung und Lehre einmal am vollkommensten verwirklicht war, sind unter den Dissertationen Werke von wissenschaftlichem Gewicht nicht allzu häufig. Abgesehen von der Seltenheit eigentlich gelehrter Begabung verlangen sie einen Einsatz an Zeit und Kraft, den die beruflichen Pläne der meisten nicht zulassen. Ja, die Konzentration auf ein engbegrenztes Gebiet, welche eine gelehrte Leistung verlangt, führt bei der heute meistens knapp bemessenen Studienzeit sogar leicht zu einer Beeinträchtigung der übrigen Ausbildung. Die allgemeine Entwicklung scheint aus all diesen Gründen darauf zu zielen, für den wissenschaftlichen Nachwuchs im strengen Sinn die Möglichkeit zusätzlicher Studien zu schaffen. Eine solche Staffelung kennt das englisch-amerikanische Universitätswesen mit seiner Unterscheidung zwischen undergraduate und graduate students, und an vielen deutschen Universitäten werden seit einiger Zeit Oberseminarien geführt, die nur einer beschränkten Zahl besonders gut ausgewiesener Studenten, das heißt dem eigentlichen akademischen Nachwuchs, zugänglich sind. Bei uns müssen schon aus Rücksicht auf die kleineren Verhältnisse andere Mittel der Differenzierung gefunden werden. Wir möchten unter dieselben das an verschiedenen Fakultäten neuerdings eingeführte Lizenziatsexamen rechnen, denn dieses weist über ein vollgültiges Studium aus, ohne jedoch an die Vorlegung einer Dissertation gebunden zu sein, und dadurch erlaubt es, die Anforderungen an das Doktorat als wissenschaftliche Leistung zu steigern. Da die Publikation einer Dissertation zum finanziell oft kaum mehr lösbaren Problem geworden ist, ließe sich außerdem an einen Druckzuschuß für ausgezeichnete Arbeiten, in Verbindung mit einer vorsichtigen Lockerung des allgemeinen Druckzwanges, denken. Im Rahmen des sich ohnehin ausweitenden Stipendienwesens sowie der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses wäre ein solcher Druckzuschuß als Leistungsprämie wohl zu verantworten. Prinzipiell behält die Doktorarbeit aber ihren hohen erzieherischen Wert auch für den, welcher ins praktische Berufsleben gehen wird. Der mit ihr gestellte Anspruch gibt dem ganzen Studium Maßstab und Richtung; ihre völlige Preisgabe würde sicher eine rasche Verflachung desselben nach sich ziehen.

Die vorangegangenen Ausführungen, mehr Feststellung von Entwicklungstendenzen als Programm, wollen also auf keinen Fall den Grundsatz in Frage stellen, daß das Universitätsstudium in wissenschaftliches Denken einzuführen hat. Auch die Arbeit im praktischen Beruf, dem des Juristen, Mediziners und Lehrers, ist auf die dauernde Anregung und Verjüngung angewiesen, welche vom Kontakt mit der Forschung ausgeht. Es handelt sich also nur um Differenzierung und das Problem, die elementare und allgemeine Ausbildung nicht um eines für viele zu hoch gesteckten Zieles willen zu vernachlässigen.

Zur Sicherung der nötigen Breite und Tiefe des Fachstudiums selber kommt als weiteres Postulat seine Einbettung in eine möglichst umfassende Allgemeinbildung. Die Einrichtungen, welche seit altersher in deren Dienst stehen, sind vor einiger Zeit an verschiedenen deutschen Universitäten durch das sogenannte Studium generale ergänzt worden. Bei diesem handelt es sich um Lehrkurse allgemein kulturellen Inhalts, die dort, wo sie dem Fachstudium zeitlich vorangehen, in gewissem Sinne die Aufgabe der einstigen Artistenfakultät übernehmen. Da solche Lehrkurse aber aus praktischen Gründen nicht obligatorisch erklärt werden können, bleiben sie auf eine Elite beschränkt, so daß sie unmittelbar keine allgemeine Wirkung ausüben können. Das gleiche gilt für die sogenannten Vorlesungen für Hörer aller Fakultäten, von denen Zürich neuestens nach bernischem Vorbild eine anregende Spielform eingeführt hat. Es sind die sogenannten Ringvorlesungen, in denen ein umfassendes Thema von allgemeinem Interesse durch Vertreter verschiedener Fachgebiete behandelt wird; Bern selbst hat diese Ringvorlesungen seither zum Collegium generale erweitert. Der Wert solcher Veranstaltungen ist indessen nicht bloß von der größeren oder kleineren Anzahl von Studierenden abhängig, die sich an ihnen beteiligen. Ihre Durchführung hat schon an und für sich Bedeutung als Bekenntnis und Mahnung, daß die Universität mehr ist als ein Institut der bloßen Fachausbildung, wie es deren beliebig viele andere gibt. Sein Studium im Sinne der hier manifestierten akademischen Gesinnung zu gestalten, bleibt eben letzten Endes Sache des Einzelnen, so wie jede Institution vom Geiste derjenigen geprägt wird, die sie tragen. Überhaupt sind es die Probleme des kulturellen Lebens schlechthin, die sich in denjenigen des Schulwesens spiegeln, und darum wäre es auch unbillig, von der Universität allein die Lösung dieser Aufgaben zu erwarten, die unserer Generation durch die Spannung zwischen den fachlichen Berufsansprüchen und einem über sie hinausgreifenden Bildungsgedanken gestellt sind.